

Hausbesitzer-Tag in Preußen.

(Von unſ. Korreſp.)

E. n. S. Berlin, 8. März.

Mit einer Vorlesungsbesitzung im Hotel Alsthaedter Hof be-
gannen hier die Verhandlungen des 11. ordentlichen Ver-
bandsjahres des Preussischen Landesverbandes der Haus- und
Grundbesitzervereine. Vertreten sind 137 städtische Haus- und
Grundbesitzervereine mit über 68 000 Mitgliedern. Auf der
Tagesordnung steht u. a.: das Gesetz gegen die Verunstaltung
von Ortsteilen und Landschaften hervorragender Gegenden,
die Abänderung des § 13 der leg. Abides, Grundzüge für die
Einrichtung von Fleischereibetrieben, die Tätigkeit der Woh-
nungsüberwachungs-Kommission, Stellungnahme zur Reform
des Kommunalabgabengesetzes und der Wohnungsgesetzentwurf.
Den Vorsitz führt Justizrat Dr. Baumert-Spanbau, der
den sehr interessanten Jahresbericht des Preussischen Landes-
verbandes über das verflossene Geschäftsjahr vorlegte. Dieser
bringt eine bemerkenswerte Uebersicht über die Lage des
städtischen Haus- und Grundbesitzes in Preußen. Der Bericht-
erstatter führt aus:

Auch im verflossenen Jahr sei keine Besserung der wirtschaftlichen und rechtlichen Lage des Haus- und Grundbesizes eingetreten. Die Tendenz, die Sonderlasten des Hausbesizes ständig zu erhöhen und auf ihn immer wieder als auf den hauptsächlichsten Steuerzahler zurückzugreifen, sei in der zunehmenden Einführung der Werthwachs- und Grundwerthsteuer hervorgetreten.

Sigung am Sonntag.

Die zahlreich besuchte Sitzung wurde im Bürgersaale des Rathhauses vom Vorsitzenden Justizrat Dr. Baumeister (Spandau) mit einem Hoch auf den deutschen Kaiser eröffnet. Der Vorsitzende begrüßte sodann den Vertreter des Ministers der öffentlichen Angelegenheiten Geh. Oberregierungsrat Mühlens. Dieser ergriff sogleich das Wort, um im Auftrage des Ministers den Berathungen guten Verlauf und ein für das allgemeine Wohl gutes Ergebnis zu wünschen. — Weiter waren als Ehrengäste Justizrat Koffe, Dezentner der Feuer- und Wasserpolizei, sowie zwei Rixdorfer Stadträte erschienen. — Die Versammlung ehrte sodann das Andenken des verstorbenen Verbandsdirektors des Zentralvorstandes, Baumeister Hartwig in Dresden in üblicher Weise. — Hierauf erstattete der Verbandssekretär Dr. Rast den Geschäftsbericht. Der Berichterstatter ging insbesondere auf die steuerliche Belastung des Grundbesitzes ein. Sollte der Haus- und Grundbesitz nicht noch weiter belastet werden, so würde man Staat und Gemeinde neue Steuern nachweisen müssen. Als eine solche Steuer sei die Kapitalrentensteuer zu bezeichnen. Das sei etwas anderes als die Ergänzungssteuer, denn diese treffe das ganze Vermögen, die Kapitalrentensteuer treffe nur die Zinsen des Kapitalvermögens. Praktisch durchgeführt sei diese Steuerart bereits in Frankreich und Oesterreich. Die Steuer würde etwa 60 Prozent der Grund- und Gebäudesteuer und ca. 12—15 Proz. des gesamten Steuerfolls aufbringen. Einen breiten Raum nahm in dem Berichte die Kritik der Baugenossenschaften ein. Der Verband hat an die zuständigen Ministerien die Bitte gerichtet, in den nachfolgenden 16 Städten keine Darlehen an Baugenossenschaften und Bauvereine zu gewähren, weil dort kein Wohnungsmangel vorhanden. Es sind dies die Städte Magdeburg, Königsberg, Kiel, Düsseldorf, Wiesbaden, Posen, Barmen, Rixdorf, Schöneberg, Charlottenburg, Danzig, Duisburg, Kassel, Köln, Frankfurt a. M. und Breslau. Die Behauptung, daß die Baugenossenschaften billige

Wohnungen für kleine Beamte

und Arbeiter schaffen, sei unrichtig. Vielfach sei der Mietpreis der Wohnungen auf über 1000 A., sogar in einzelnen Fällen auf 1800 A. angegeben. Das seien doch keine Wohnungen für kleine Beamte oder Arbeiter. In Breslau habe die Stadt die Unterstützung einer Baugenossenschaft abgelehnt, weil das von einem Vorstandsmitglied für 110 800 A. gefante

Grundstück von dem Vorstandsmitglied 14 Tage vorher für 66000 A erworben worden sei. (Hört! Hört!) Auch die Un-
fugigkeitsarbeit der Mieten treffe nicht zu. In Elberfeld sei den
Mietern mitgeteilt worden, daß die Mieten ab 1. April 1908
erhöht werden würden. Der Verbandssekretär beendete nun
Schlusse folgende

Resolution:

Der Preussische Landesverband beauftragt den Herrn Verbandsvorsitzenden, bei der Kgl. Staatsregierung und dem Landtage vorstellig zu werden, daß die Gemeinden durch entsprechende gesetzgeberische Maßnahmen die Erhebung einer Kapitalrentensteuer nach einem vom Staat aufzustellenden Muster zur Pflicht gemacht wird. — Der Landesverbandstag nimmt mit Befriedigung Kenntnis von der Einrichtung eines Pfandbriefinstituts für Hausgrundstücke in der Provinz Brandenburg und ersucht die Provinzialverbände bezw. die Vereine in den einzelnen Provinzen baldmöglichst bei ihren Provinzialverwaltungen dahin vorstellig zu werden, daß diese gleichfalls für ihre Provinz ein Pfandbriefinstitut ins Leben rufen.

Der erste Teil der Resolution wurde bis morgen zurückgestellt, der zweite Teil mit großer Mehrheit angenommen. Auf der Tagesordnung stand sodann das Gesetz gegen die

Verunstaltung von Drißhaften

und landschaftlich hervorragenden Gegenden. Referenten waren Stadtrat Jabel (Guben) und Direktor Woinow (Schöneberg). Der erste Berichterstatter wies darauf hin, daß das Gesetz vom 2. Juli 1907 seinen Ursprung finde in ästhetischen und kulturellen Bestrebungen zum Schutz gegen die Verunstaltung landschaftlich hervorragender Gegenden und zum Schutz von Denkmälern im weiteren Sinne. Das Gesetz zerfällt in drei Teile: Der erste Teil (§ 1) erweitert die Befugnisse, welche bisher der Baupolizei im Gebiete des A. u. K. beizuwohnen, auf die ganze Monarchie. Der zweite Teil (§§ 2 bis 7) schafft für Gemeinden und Gutsbezirke eine Grundlage, auf der weitergehende Ziele in ästhetischer Hinsicht, insbesondere in der Richtung des Schutzes historisch und künstlerisch bedeutender Baulichkeiten verfolgt werden können. Der dritte Teil (§ 8) dient dem Schutze landschaftlich hervorragender Gegenden. Während man mit dem ersten und dritten Teile des Gesetzes wohl einverstanden sein müsse, werde der Hausbesitz, Handel und Industrie auf der Durt sein müssen, wenn in Ausführung des zweiten Teiles des Gesetzes ortstatutarische Bestimmungen erlassen werden, die durch Uebereifer Schaden hervorrufen könnten. Ein solches Ortstatut kann nach drei Gesichtspunkten Anforderungen treffen: a) über die Ausführung von Bauten und baulichen Aenderungen, b) über die Anbringung von Kellameischildern, Schaufenstern, Aufschriften und Abbildungen, c) für die Bebauung bestimmter Flächen, wie Landhausviertel, Badeorte, Prachtstrassen. — Der Redner erwähnte eingehend das ganze Gesetz, ebenso die ministeriellen Ausführungsbestimmungen. — Der zweite Referent Direktor Woinow (Schöneberg) schloß sich diesen Ausführungen im wesentlichen an. — Reumann (Altona) wies darauf hin, daß das Gesetz auch manches gute habe. Wäre das Gesetz früher gekommen, so wäre auch die Rolandsmühle nicht bedroht worden. Es müßte erst ein alter Bürger kommen, der die Rolandsmühle lieb hatte und 4000 M. für die Erhaltung gab. Auch der Elbschauffee werde durch die Bebauung viel von ihrer Schönheit gewonnen. — Ein Beschluß wurde nicht gefaßt.

erbandstag beschäftigte sich sodann mit d

Abtretung von Straßenland
und die etwaige Umlegung von Grundstücken. Referenten waren die Rechtsanwälte Wehnelt (Berlin) und Reefe (Berlin). Das Gesetz bestimmt in seinem § 13, daß bei Anlegung von Straßen, um ein einheitliches Straßenbild zu erhalten, die beteiligten Anliegen bis 30 Proz. unentgeltlich für diese Zwecke abtreten müßten. Das Gesetz ist bisher nicht ein einziges Mal zur Anwendung gekommen. Jetzt soll das unentgeltlich abzutretende Straßenland auf 35—40 Proz. erhöht werden. Die Referenten hoffen, daß das ganze Gesetz notwendig die

Gründe, die f. S. gegen das Gesetz geltend gemacht, seien auch heute noch bei der Aenderung zutreffend. — Die Versammlung erklärte in einer

Resolution,

daß der Landesverband nach wie vor auf dem Standpunkt seiner Petition an das Abgeordnetenhaus vom 29. Januar und 10. März 1902 stehe, in dem sie die zwangsweise Um- und Zusammenlegung der Grundstücke, wenn überhaupt nur in dem engen Rahmen für möglich hält, der in seinen weitesten Grenzen den Vorschlägen des Kölner Grundbesitzer-Bereins entspricht. — Architekt Bissling (Berlin) referierte sodann über die Grundläge über die Einrichtung von

Fließschreibetrieb.

Der Berichterstatter forderte, daß neue zu erlassende Bestimmungen keine rückwirkende Kraft erhalten, eine lange Uebergangszeit gewährt wird, keine Vorschriften aufgenommen werden, denen der Hausbesitzer nicht nachkommen kann und die Bestimmungen so gefaßt werden, daß sie der Anlegung durch die Beamten nicht weiten Spielraum biete. — Nachdem Dr. Baumert (Spandau) und Gröfzke (Zeitz) diesem Punkte gesprochen, wurde eine Resolution im Sinne der Ausführung des Referenten angenommen.

Der Verbandstag nahm sodann die Berichte über die Tätigkeit der Kommission für

Wohnungsüberwachung

entgegen. Es sprachen die Herren Kranze (Berlin), Schreiber (Berlin), Epstein (Breslau), Paulsen (Kiel) und Barth (Grafst.) Die meisten Referenten konnten nichts wesentliches mitteilen, da sie erst im letzten Augenblick benachrichtigt, teilweise derartige Kommissionen auch noch nicht in Tätigkeit getreten. Nur der Breslauer Vertreter konnte eingehendes Material liefern. Von den wirklich beanstandeten 73 Wohnungen waren 14 überhaupt nicht auffindig. Es blieben einige wenige übrig und diese wurden nicht wieder vermietet. — Mit dem Wunsch, daß die Wohnungsüberwachungskommissionen überall Eingang finden möchten, wurde dieser Punkt verlassen.

Nientier Barkowski (Berlin) referierte sodann über die Pauschalabzüge bei der Einkommensteuereinschätzung. Darauf wurde die Weiterberatung auf Montag vertagt.



* Wiesbaden, 10. März 1908.

5. Die verschwundenen Einschreibebriefe. Aus Frankfurt wird uns gemeldet: Ein am Samstag wegen Unterschlagung im Amte verhafteter Postbote ist seit 4 Jahren beim Postamt 9 heidenstet. Es ist der in den vier Jahren fehlende Postbote Hartwig. Er ist überführt worden, Einschreibebriefe, die mehrere tausend Mark enthielten, unterschlagen zu haben.

* Der Frankfurter Bahnhof-Umbau und speziell die Bahnhofserweiterung wurde gestern im preussischen Abgeordnetenhaus erwähnt. Wir verweisen auf den Landtagsbericht in vorliegender Nummer.

H. Beim Absteigen auf dem Felsberg erlitt gestern ein 15-jähriger Frankfurter Schüler einen schweren Bruch des linken Unterarmes.

5. Eine 23jährige Kontoristin stürzte sich gestern nach einem Wortwechsel mit ihrem Bruder aus dem 1. Stock ihrer Frankfurter Wohnung in der Schopenhauerstraße in den zementierten Hof und erlitt schwere Verletzungen.

Berliner Börse. 9. März 1908.

[illegible]



Nr. 60.

Mittwoch, den 11. März 1908.

23. Jahrgang.

Zur linken Hand.

Roman von Ursula Zöge von Manteuffel.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Starr vor Staunen blickte Fräulein Malve von ihrem Fenster herab auf das Gefährt, in welches Luise eine kleine Reisetasche reichte und das dann davonbrausete.

Als er wieder kam, war es leer, Johann schwang sich mißvergnügt vom Bock und rapportierte: Die Gräfin haben mir aufgetragen, dem Fräulein zu sagen, sie reise in die Residenz, kann sein, sie kommt noch heute wieder — kann auch sein nicht.

Flore saß indessen in einem Wagenabteil des Zuges allein und blickte teilnahmslos aus dem Fenster auf die vorübergleitende herbstliche Landschaft. Wiesen und halbhentlaubte Wälder, ein Bach, der in weitem Bogen nach der Ebene zufließ und dessen Wiegungen der Zug pustend und schnaubend folgte.

In dieser Jahreszeit war der Verkehr auf der Sekundärbahn, welche Buchbrunn mit der Hauptlinie verband, gering und Flore blieb allein, bis sie die Station erreichte, wo sie umsteigen mußte und in den Kurierzug stieg, dessen eilende Bewegung ihr wohlthat. Aber auch hier ruhte ihr Blick wie abwesend auf der vorübergehenden Landschaft. Felder und Dörfer, hin und wieder rothschimmerndes Haidefeld, Wiesen, auf denen das Vieh Herbstweide fand, Stoppeln, auf denen weiße Gänseherden standen. Dann kamen liebliche, bläulich schimmernde Höhenzüge und endlich tauchten die Türme der mauerlich gelegenen Stadt auf — des Ortes, der so viel Unfreundlichkeit gegen sie barg, in welchem sie sich wie ein Eindringling fühlen mußte.

Jetzt fuhr der Zug in den Bahnhof ein und hielt. Die Türe ward aufgerissen, Flore nahm ihren Sonnenschirm und ihr Täschchen auf und stieg aus, sich nach einem Mietwagen umsehend.

Sie fühlte sich bekümmert und zaghaft, aber jener in ihr wachgewordene unaufhaltbare Wunsch, sich ihr Kind zu retten, trieb sie vorwärts und ließ sie alles Zagen und alle Bedenken überwinden.

Dort standen Wagen — es waren auch ein Zweispänner dabei — auf diesen schritt sie hin. Der alte Kutscher auf dem Bock sah ihr erwartungsvoll entgegen — eine Dame in silbergrauem Reisemantel und lichtgrauem Kapottebütchen, welches nur eine Rose schmückte — er rutschte vom Bock und öffnete ihr dienstbeflissen den Schlag.

„Nach Schloß Waldestron!“

Das Gesicht des Alten wurde lang.

„Das Schloß ist den Besuchern nicht geöffnet!“ sagte er bedauernd.

„Ich wünsche nicht das Schloß zu besichtigen, sondern Seine Hoheit zu besuchen.“

Die ruhige Selbstverständlichkeit ihres Tones veranlaßte ihn, sogleich wieder auf den Bock zu klettern und nach der bezeichnenden Richtung umzulenken.

Da ging es nun hin, nachdem sie die Chaussee hinter sich hatten, immer im Grünen, zwischen Wald und Wiesen, auf denen hier und da Rotwild sichtbar ward. O wie wohl erin-

nerte sie sich — damals waren diese Wiesen mit bunten Frühlingsblumen besät gewesen und die Wälder hatten im hellen Maiengrün geleuchtet — heute lag die trügerische Schönheit des scheidenden Herbstes darüber und weiße Fäden schwebten über dem gelblichen Grase.

Jetzt fuhr der Wagen durchs Parktor. Aus dem Torhäuschen blickte der Torwart neugierig und musterte die fremde Dame. Jetzt erst überkam sie das Bewußtsein der unbeschreiblichen Demütigung, welcher sie ein Mißerfolg aussetzen würde. Es lief ihr kalt den Rücken herab und raubte ihr fast den Atem. — Aber sie überwand die Schwäche und brühte die Hand fest aufs Herz. Es muß gehen und wird gehen. Die Anwandlung ist bereits vergessen.

Der Wagen fuhr um den großen Teich, der von schneeweißen Schwänen recht anmutig bevölkert war — nun zügelte der Alte die rundlichen Schimmel und sah sich fragend um. Vor ihnen lagen die Schloßhöfe mit ihren Arkaden und grellbeschienenen schneeweißen Mauern.

„Ja! Halten Sie hier!“ befahl sie, „und warten Sie auf mich, bis ich wiederkomme!“

Sie stieg aus und ärgerte zuerst, dann reichte sie ihm ein kleines Goldstück heraus — sie hatte eine abergläubische Angst, er könne ohne sie wieder fortfahren.

Und nun trat sie durch einen weiten Torweg in den ersten dieser mit silberweißem Nies bestreuten Höfe — er war ganz leer. Sie kam in den zweiten und wich etwas betroffen zurück. Vor der zu einem mächtigen Portal aufzuführenden Treppe stand ein Stallmeister in hell-leberfarbener Uniform, die Uhr in der Hand. Er wartete augenscheinlich auf ein Zeichen, um einer in einiger Entfernung haltenden Equipage das Signal zum Vorfahren zu geben. Flore konnte nur die nickenden Köpfe der ungeduldig scharrenden Pferde sehen, aber ein Instinkt veranlaßte sie, sich im selben Augenblick hinter die mächtige Marmorgruppe zweier kämpfender Centauren zurückzuziehen — denn drüben traten mehrere Personen aus dem Portal und der Wagen fuhr vor.

Prinz Karl Otto geleitete seine Schwägerin, die verwitwete Erbprinzessin, zum Wagen, gefolgt von zwei Hofdamen und Herrn von Wilden.

Wie die beiden hohen, hochblonden Erscheinungen so nebeneinander die Stufen herabschritten — er führte sie mit höflicher Zuorkommenheit am Arm — suchte durch Flores Kopf der Gedanke: wie füreinander geschaffen!

Sie konnte sich dies nicht verhehlen und sie tat es ohne Bitterkeit, ja mit einer Ruhe, die sie selbst in Erstaunen setzte. Sie stellte gleichsam nur eine, für sie nebensächliche Tatsache fest. All ihr Sinnen und Trachten war eben nur auf den einzigen Punkt konzentriert, neben welchem ihr alles andere gleichgültig wurde.

Mechanisch beobachtete sie die Abfahrt, sah den verabschiedenden Handkuß, das huldvolle Neigen des Kopfes dieser schö-

nen, fürstlichen Frau, und sah dann den Wagen an ihrem Bersted vorüberfahren, daß der Kieß aufspritzte.

Nur ein einziger Seufzer, dann ging sie wieder weiter und trat nun in das helle Sonnenlicht. Ein Lakai stand noch an den Treppenstufen, er sah die fremde Dame zuerst zusehend an, dann sagte er herbeilebend:

„Entschuldigen Sie, aber das Schloß ist dem Publikum nicht mehr geöffnet.“

Und Flore erwiderte wieder mit einem etwas müden Lächeln:

„Ich wünsche nicht das Schloß zu besichtigen, sondern Hoheit zu besuchen.“

Der Lakai riß die Augen weit auf.

Für eine Wittstillerin hätte er diese Dame nimmermehr gehalten.

„Bringen Sie ihm diese Karte,“ sagte Flore und suchte in ihrem Täschchen. Da kamen Schritte die Treppe herab und den zaudernden Diener beiseite schiebend, stand der Herr Hofmarschall in sichtlich Verwirrung grüßend vor der Fremden.

„Unädigste Gräfin — Sie?!“

„Ach, Herr von Wilden! Bitte führen Sie mich zum Prinzen. Ich habe in einer wichtigen Geschäftssache mit ihm zu sprechen und — meine Zeit ist knapp. Mein Zug geht in zwei Stunden.“

Was sollte er tun? — Er, dem soeben noch eine Karoline ein schnelles Wort höchster Verlobigung zugeflüstert hatte? — In dem armen Mann kämpften die widerstreitendsten Gefühle, — sie wurden aber alle dem sanften Willen dieser Augen untertan, die es als selbstverständlich anzunehmen schienen, man werde der Bitte respektvoll nachkommen.

Er tröstete sich damit, es werde vielleicht wirklich nur eine Geschäftssache sein, zu welcher sie gekommen. Sie sah so sehr ruhig, so gar nicht dramatisch aus.

Und so führte er sie, ihr immer den Vortritt lassend, durch die hohen, düsteren Empfangsäle, deren Deckengemälde und goldgepreßte Samt- und Velurtapeten, Rokoschomöbel und kostbarkeiten sie dereinst, als schüchterner Vadsch zwischen Mutter und Tante stehend, betrachtet hatte.

Im kleinen, gelben Salon, welcher an das Empfangszimmer des Prinzen stieß — einst der Privatsalon seiner Mutter — bat Wilden sie, einen Moment zu warten . . . er werde sehen, ob der Prinz allein sei. Er schob ihr einen Fauteuil hin, aber Flore blieb ruhig mitten im Zimmer stehen und sah mit zerstreuter Verwunderung auf die gleißende Pracht dieses Gemaches. Goldgelbe Atlaspapeten, goldgelbe schwellende Ottomanen und Sessel, spiegelnde Tische von gelblichem Marmor mit vergoldeten Beinen, sogar goldschimmernde Seidengazevorhänge an den Fenstern, durch welche die blaße Herbstsonne in wunderbar feuriger Pracht schien. Dies Gemach hatte in der Tat etwas Zaubervolles.

Eine große, kostbare Pendule tickte unermüdlich auf einer Konsole und dorthin richtete sich Flores Blick mehreremal mit bewußter, ungeduldiger Erwartung.

Sie ahnte es nicht, welchen Hintergrund die goldene Herrlichkeit dieses Zimmers für ihre Gestalt abgab, wie ihr im reinen Ebenmaß geschnittenen Profil sich vom Goldgrund abhob, gleich einer griechischen Kamee.

Hätte sie geahnt, sie wäre noch in derselben Minute fortgeeilt und hätte versucht, alle Ueberredungskunst, die ihr zu Gebote stand, in einer schriftlichen Aussprache niederzulegen.

So stand sie wartend, sich nur quälender Spannung bewußt und sich mühsam darauf vorbereitend, das Gesicht des Kammerherrn in verlegener Verneigung wieder auftauchen zu sehen. Aber so kam's denn zum Glück doch nicht. Wilden erschien wieder, verneigte sich sehr tief vor ihr und flüsterte: „Hohheit wird augenblicklich erscheinen!“ Dann huschte er zu einer anderen Tür hinaus.

Wieder eine endlose Minute, da endlich trat der Erwartete ein. Er war im Dineranzug und trug zum Ueberfluß, wie um Gile zu markieren, Handschuh und Hut in der Hand. Sein Gesicht war blaß und erregt, die stahlgrauen Augen funkelten zornig. So stand er einen Augenblick auf der Schwelle, als sei er dort gegen seinen Willen durch ihre Erscheinung angewurzelt — dann aber schloß er brüsk die Türe hinter sich und frug heftig und unhöflich:

„Was hat Dich veranlaßt, hierher zu kommen?“

Bei diesen Worten kam eine wunderbare, nie geahnte Kraft und Entschlossenheit über sie. Sie hoch aufrichtend sah sie ihm fest ins Gesicht:

„Nach Empfang Deines Briefes mußte ich Dich persönlich sprechen, und je eher dies erledigt ist, desto lieber ist es auch mir.“

„Ich bin im Begriff, zum Diner zu fahren, wie Du siehst — darf nicht fehlen, da wir einen Gast erwarten — könntest Du

nicht ein andermal —“

„Nein!“ unterbrach sie ihn mit sprühenden Augen, „denn zum zweitenmal dürfte ich mich schwerlich so weit überwinden können, Dich aufzusuchen! Mein Anliegen wird sehr rasch erledigt sein.“

Er war so betreten über ihre ganze, ihm völlig fremde Art, daß er nur zu sagen vermochte — freilich spöttisch genug:

„Also bitte, nimm Platz!“

Sie tat es und saß dann noch einige Augenblicke in stummer konzentrierter Ueberlegung da. Sie mußte klug, sie mußte ruhig sprechen — und sie rief sich alles zurück, was sie hatte sagen wollen.

Er saß ihr gegenüber und sah sie wieder an, wie man ein Gemälde ansieht — als ihn ihr voller, zurückweisender Blick traf und mit grenzenlosem Unbehagen erfüllte.

„Sag's nur gradeaus, Florentine — mein Brief hat Dich beleidigt.“

„Ja!“ versetzte sie ruhig, ohne den Blick von ihm zu wenden, aber auch ohne dem Wörtlein noch irgend etwas hinzuzufügen.

„Wir wollen es kurz machen, Florentine! Ich will Dir sogleich zugestehen, daß Du ein Recht dazu hast. Der Brief war in —“ er suchte nicht ohne Verlegenheit nach einem Wort — „in der Empörung, in — der Leidenschaft geschrieben . . .“

Hier hob sie die feinen, schwarzen Brauen, — es lag unglaubliches Stutzen, leiser Spott in dieser einzigen Gesichtsbewegung. Sie sagte aber nichts und, obgleich momentan verwirrt, fuhr er fort:

„Kaum war der Brief abgegangen, als mich die widerrlichste Empfindung beschlich — die Einsicht, gegen ein wehrloses Weib unritterlich gesprochen zu haben. Am Inhalt des Briefes hätte ich nichts ändern können, aber die Form hätte rücksichtsvoller sein müssen! — Der Brief war meiner nicht würdig.“

„Deiner — nicht — würdig!“ wiederholte sie langsam, und — hörte er recht — mit wahrhaftigem Spott — „der Brief ist Deiner Handlungsweise entsprechend — also Deiner völlig würdig.“

„Florentine!“

Er fuhr auf, beugte sich dann heftig vor und seine starke, sehnige Hand umfaßte die Armlehne ihres Sessels. Sein Gesicht war fahl und sie fühlte das Erbeben des Stuhles unter seinem Griff. Es fehlte nicht viel, so hätte er den goldbleuchten Fauteuil geschüttelt.

Sie bereute ihre Worte, welche die innere, mühsam beherrschte Empörung ihr abgepreßt hatte. Sag ihr doch alles daran, seine Wut nicht zu reizen.

„Weshalb singst Du von dem Briefe an, Eberhard? Ich bitte Dich, erinnere mich nicht an die Stunde, da ich ihn empfing und Dich plötzlich sah, wie Du bist! Ich möchte am liebsten kein Wort mehr davon sprechen, denn die Bitterkeit will heraus aus dem Herzen und soll doch drin bleiben. Also nichts mehr davon. Mich führt ein anderes Anliegen hierher . . .“

„Ich will nun endlich davon reden —“ er wollte sie unterbrechen — aber sie wandte sich nach der Uhr, die so silberhell tickte: „wir haben beide so wenig Zeit. Du fährst zum Diner — und mein Zug fährt um fünf Uhr ab, also —“

„Ich will von keinem anderen Anliegen etwas hören, als bis diese, meiner Ehre so nahegehende Angelegenheit erörtert ist,“ fuhr er heftig dazwischen. „Ich kann es nicht dulden, daß Du so — von mir sprichst. — Als ich den Brief schrieb, war ich —“

„Nicht allein!“ unterbrach sie ihn ruhig.

Wieder fuhr er zusammen und starrte sie an.

„Du siehst, diese Entschuldigung habe ich für Dich bereit. Ich übrigen vergeblich Dir alle in dem Brief enthaltende rücksichtslose Härte. Was den Inhalt des Schreibens betrifft, so bleibt mir ja nichts übrig, wie mich in die Scheidung zu ergeben, — aber ich gedenke nicht, mich widerstandslos in die von Dir ausgeflügelte, für mich so schimpfliche Formel zu fügen. Aber alles dies nur nicht mündlich, Eberhard, — Du sollst es brieflich erfahren. Konntest Du wirklich denken, ich wäre gekommen, um Dir eine Szene zu machen? — Nein!“

Sie erhob sich plötzlich und suchte in momentaner Verwirrung in den Falten ihres Kleides nach etwas, wovon sie nicht mehr zu wissen schien, wo sie es hingetan hatte. — Dabei glitt ihr der hellgraue Seidenmantel von den Schultern und inmitten der goldenen Pracht des Zimmers fand sie da in ihrem schwarzen Spitzenkleide. Sein Blick folgte schweigend, halb unbewußt jeder ihrer Bewegungen, für deren Anmut er nur zu viel Kennerblick hatte — es lenkte seine Gedanken in völlig andere Bahnen, diese Gestalt vor sich zu sehen, die ihm, so lange er lebt, das Ideal weiblicher Schönheit bleiben wird, dieses feine, edelgeschnittene Gesicht, dem, das gesteht er sich, Ernst

und Entschlossenheit „zur Abwechslung“ so reizend stehen, wie den großen, sanften Augen das Blitzen und Sprühen erzürnter Gegenwehr. Das schwarze Haar, dem die Sonne goldbraune Dichter zu entlocken pflegte, hob die Perlmutterweiche der Schläfen und der Stirn immer noch so frappant hervor —

Der Faden seiner Gedanken riß, sie hatte gefunden, was sie suchte, ein Blatt Papier sichen es, welches sie zusammenfaltete in der Hand hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Im Schnee.

Skizze von H. von Schreibers-Hofen.

(Nachdruck verboten.)

Doch wiederum Schnee, Schnee, überall Schnee. Die blühende Schneefläche blendet das Auge, das sich vergebens nach einem Ruhepunkte umsieht. Der kleine See, wie die Tannen auf der Höhe bieten ihn nicht mehr, auch sie sind weiß und blühend. Schon schwinden alle die kleinen Erhöhungen, die Zwischenräume füllen sich aus, die Bäume verlieren ihre Formen, es sind nur noch große, weiße Pyramiden, die manchmal unter der glühenden Hülle innerlich erschauern, als fürchteten sie das Kommende. Was kommt denn? ... Schnee, immer wieder Schnee. In dicken, weißen Floden legt er sich an und über alles, kein Luftzug zerstört seine schimmernenden, phantastischen Kränze, die er jedem Dinge aufsetzt.

Am halben Bergeshöhe in flacher Mulde liegt ein Häuschen. Die Fenster, aus denen man sonst einen Ausblick auf den kleinen See hatte, sind zur Hälfte vom Schnee verdeckt, die Floden legen sich auch schon gegen die oberen Scheiben. Im Innern herrscht dadurch eine fahle Dämmerung. Auch der Weg ist verschneit, trotzdem Matthes, der Knecht, gestern lange mit dem Schneeflug arbeitete. Sein Herr sah ihn zu, vom Zimmer aus, ebenso die Herrin, doch getrennt. Sie sahen seit Wochen nicht mehr beisammen, sprechen auch ebenso lange nicht mehr zusammen. Und weil keiner dem andern das erste Wort gönnt, sind sie nicht wie in anderen Jahren rechtzeitig zur Stadt zurückgekehrt. Denn das hätte doch beredet werden müssen. Das Bauernhaus, ihr Sommerstüb, ist durch seinen künstlerischen Geschmack und ihre fein ausführende Hand zur reizendsten Idylle umgeschaffen. Sie lieben es beide, verlassen es immer ungern, zögernd, schon zweimal haben Schnee und Kälte sie hier überrascht. Schnelligste Rettung in die Stadt war selbstverständlich. Und nun?

Tagelang hat sich die Sonne nicht mehr gezeigt, nur die blauen Abend Schatten unterbrechen das weiße Einerlei. Grau, einförmig, ob ist der Himmel, schwer, erdrückend hängt er über dem mächtig aufragenden Gebirge, das hinter den Vorbergen liegt. Manchmal weht es wie ein dünner Hauch über einzelne Stellen, als atme dort etwas, aber nichts lebt oder regt sich, nur der Schnee fällt emstiger nieder und die Schneedecke wächst höher und höher. Längst schon ist alles Leben in der Natur erloschen, die Vögel sind verschwunden, nur heiseres Rabengekrächz erkönt. Die Idylle hatte eine graue, unfreundliche Färbung, ja unheimliche Färbung, die dann dem blühenden Weiß gewichen ist. Tannen, Ahorne, Wiesen, Felder, alles ist ebenso weiß wie die Schneespitzen und Eisfelder des Hochgebirges — kein Unterschied.

Früher blickte man vom Hause aus auf den See, jetzt nicht. Die Bäume hätten ausgeschnitten werden müssen — gemeinschaftliche Ueberlegung war dies Jahr ausgeschlossen. Und doch war es nur ein hastiges Wort, eine scharfe Gegenrede, verkehrende Erwiderung. — Mit einem Schlage war alle Liebe, Treue und Erfahrung vieler Jahre ausgelöscht, vergessen. Wie war es möglich! ...

Der Knecht tat das Notwendigste, fragte den einen, den andern, keiner wollte allein bestimmen, auch nicht das erste Wort sprechen, so ward die Klust immer größer, durch nichts überbrückt. Matthes schaffte auf eigene Faust Holz herbei, auch heizte er tüchtig ein. Gestern nachmittag schickte ihn sein Herr in den nächsten Ort, eine Postkutsche zu holen. Er kam nicht zurück, nicht am Abend, nicht heute zur Mittagsstunde ... Der Schnee fiel wie ein weißes Tuch nieder ...

Das Mädchen, das in letzter Zeit die schon in der Stadt wartende Köchin ersetzt hatte, trat eifertig,

zum Ausgehen gerüstet, ein Bündel auf dem Rücken, in das Zimmer ihrer Herrin, die sie erstaunt ansah. — „Was hast du vor, Babett?“

„Ich — ich möchte — ich will — ich muß weg. Ich glaube, wir scheiden hier fest, kommen nie wieder weg. Ich fürchte mich, ich — ich halt's nicht länger aus, ich muß weg.“

„Bistst uns ganz allein lassen?“

Babett legt eine kalte, zitternde Hand auf ihre Herrin Arm und bittet, die Herrschaft möge doch auch mitgehen. Wenn sie nun ganz einschneiten! Es käme gewiß so weit, es könne bald zu spät sein. Der Hund sei gestern heulend den Weg, den Matthes eingeschlagen, ihm nachgelaufen, die Kaze sei weg, die Ziegen hätten vorhin die Stalltür aufgestoßen und wären auf und davon. Wenn doch der Herr — sie wolle es ihm sagen, ihn bitten — des Mädchens Blick irrt angstvoll nach dem Fenster — der Schnee fällt emsig. „Ich kann's nicht länger aushalten, ich komme um vor Angst.“

Gleich darauf läuft sie durch den Hof und ist im Schnee verschwunden, der sie wie ein weißes Tuch einhüllt und jedem Blicke entzieht.

Ja, warum hatte weder er noch sie das Wort sagen wollen!

„Wenn er nicht will, können wir meinetwegen ganz hier bleiben, ich sage nichts,“ dachte sie. „Wenn wir hier erfrieren oder sonstwie umkommen, mir ist's recht.“

Ähnliches hatte auch er gedacht. So war es kalt geworden, hatte geschneit und nun saßen sie hier, allein und verlassen. War der Knecht freiwillig oder durch den Schnee gezwungen weggeblieben? ...

In diese Ueberlegung hinein fiel ein seltsames Geräusch, ein Schieben, Dröhnen, dann ein dumpfer Stoß, unter dem das Haus erzitterte. Sie mußte sich halten, um nicht zu fallen. Gleich darauf war es ganz still, unheimlich still. Sie konnte nicht erkennen, ob es immer noch schneite, die Fenster waren wie verhängt. Oder war es schon zu spät, daß sie nichts mehr sehen konnte? Wie gefährlich für Babett! Wenn sie den Weg in der Dunkelheit verfehlte, am Ende verunglückte! Sie hätte ihr nicht erlauben sollen, wegzugehen. Aber sie wollte ja.

Es ward kalt, der Holzkorb war leer, sie mußte selbst Holz holen. Die Haustür ging schwer auf, das Holz lag dicht davor — das war wohl das Geräusch gewesen, der Holzstapel war umgefallen. Aber es war kein Wind, und das Haus lag nach der Bergseite zu ...

Sie zog alles erreichbare Holz herein, mit unsicheren Händen.

Ihr Gesicht war ganz farblos, ihre Knie zitterten; als sie die Tür wieder geschlossen, mußte sie sich setzen, ihr ward merkwürdig schwach. Hinter dem Holze hatte sich's wie eine feste Schneemauer aufgetürmt — sie sagte sich, es sei eine Lawine im kleinen — im kleinen ... Konnte nicht eine größere vom Berge herabstürzen? ...

Solange das Holz reichte, hatten sie die Kälte nicht zu fürchten, es waren auch Vorräte da ... an die Möglichkeit, sich durch den Schnee durchzuarbeiten, dachte sie gar nicht ... War es Nacht, oder hatte sich ihr Blick nur für kurze Zeit verdunkelt? ... Das regelmäßige Geräusch von Schritten brachte sie wieder ganz zu sich. Ihr Mann ging in seinem Zimmer hin und her. Ob er froh? Er vertrug keine Kälte, froh leicht. Eine plötzlich aufquellende Liebeswoge durchflutete ihr Herz, sie begriff ihre lange Härte und Unfreundlichkeit nicht. Was hatte denn ein heftiges Wort zu bedeuten gegen die bewährte Liebe der langen Jahre! Das Gefühl einer riesengroßen Schuld gegen ihren Mann befiel sie. Hastig belud sie sich mit dem Holzkorbe und ging hinein. Es war drinnen kühl. Sie fachte das Feuer an und legte reichlich Holz darauf. Er erkannte sie in dem Halbdunkel nicht.

Auf einmal fing er an nach Babett zu läuten, ein-, zwei-, dreimal, immer wieder. „Läute nicht länger, es ist niemand da, wir sind allein.“ Ihre Stimme hatte den alten, liebevollen Ton.

„Wie geht das zu? Wo sind die Leute?“

„Du hast Matthes gestern weggeschickt, er hat wohl nicht wieder zurückgekonnt, der Schnee ist zu hoch. Babett fürchtete sich und ist weggelaufen wie der Hund, die Kaze und die Ziegen.“

Er wiederholte ihre letzten Worte mechanisch,

stürzte dann an die Haustür, riß sie auf, prallte aber zurück vor der Schneemasse, die sofort hereinbrang. Sie half ihm, die Tür wieder zu schließen.

„Zieh dich an, wir müssen gleich versuchen —“

„Es ist zu spät,“ sagte sie ganz ruhig. „Komm herein, es ist hier zu kalt für dich. Und es ist so traurig, ja schrecklich, daß ich — daß wir — nun diese letzte Zeit — denn sieh, es ist zu spät, wir können nicht weg.“

„Dummes Zeug!“ sagte er aufgeregt, indem er anfang, sich umzuziehen.

„Nur nicht gleich das Schlimmste denken, erst alles versuchen —“

„Hattest du das Schlimme noch nicht bemerkt?“ fragte sie leise und setzte sich auf ihren alten Platz. „Es schneit schon lange so und vorhin —“

„Ja, was war das! Ich dachte gerade an anderes. Warum hast du nicht wie sonst eingepackt, daß wir abgefahren wären?“

„Warum hast du nichts gesagt? Ich wartete darauf.“

Er antwortete nicht, sie sah ihn nur zusammenzucken. Er versuchte zum Fenster hinauszusehen, vergeblich. „Sowie der Schnee nachläßt —“

Sie zog ihn am Ärmel zu sich heran. „In dieser letzten Zeit hätten wir uns doppelt liebhaben sollen und haben sie so verloren.“

„Wir wollen es nachholen, es soll nie wieder vorkommen.“

„Wir können es nur noch bereuen . . . Ein Mißverständnis, ich habe dich die ganze Zeit über ebenso liebgehabt wie früher.“

„Und ich erst.“ Er versuchte scherzend zu sprechen.

„Es ist so dunkel, wir könnten Licht machen.“ Sie holte die Lampe. Sie sprach auch, als sei es keine bedenkliche Sache, erwähnte nichts von dem Schneesturze, der ihr Fortkommen schon unmöglich machte. Warum ihm jede Hoffnung rauben! „Wir haben Holz und auch zu essen.“ Sie brachte Brot, Butter und Wurst . . .

„Lange kann unsere Gefangenschaft ja nicht dauern, Matthes wird dafür sorgen,“ meinte er hoffnungsvoll.

„Ja, ja, man wird uns suchen — aber zu spät,“ setzte sie für sich hinzu.

Sie saßen aneinander geschniegt auf dem Sofa, er hielt sie zärtlich umfaßt, sie lehnte sich an seine Brust. Draußen fiel der Schnee, alles war voll weißer, glitzernder Kristalle, eine weite, tote Schneewüste. Und nun erhob sich der Wind, legte den Schnee hier zusammen, dort hinweg, legte hier eine Stelle frei, begrub da eine andere und schüttelte die Bäume, bis sie krachend zusammenstürzten und es wie ein tiefer schwerer Seufzer hindurchging.

„Wie gut, daß wir uns nicht mehr böse sind!“ flüsterte sie. „Ich war dir nie böse, ich war nur sehr unglücklich.“

„Hast du mir ganz gewiß verzeihen?“

„Ich hatte dir nichts zu verzeihen.“

Noch einmal legten sie Holz in den Ofen, es brannte nicht mehr, der Schnee hatte die Esse verstopft, sie mußten sich mit Decken schützen. Denn die Kälte kroch wie ein Dieb durch alle Fugen in das Haus, die Luft ward immer schwerer, bellommener. Alle seine Versuche, das Haus zu verlassen, waren gescheitert, das Haus war im Schnee begraben. Noch einmal brach er in heftige Selbstwürde aus, aber er sagte nichts von dem gewissen Ende, auf das er sich vorbereitetete. Er sprach von Rettung, an die er nicht mehr glaubte. Die Lampe war ausgegangen, es war ganz dunkel.

„Ich bin glücklich, daß wir uns wieder liebhaben, es macht mir das Sterben leichter,“ sagte sie und drückte sich an ihn. „Wird Gott uns gnädig sein?“

„Das wird er. Laß uns beten!“ sagte er, froh über ihre Klarheit.

Sie beteten und über dem Beten schlief sie ein. Er versuchte, sie zu weden, ließ es aber dann. Besser, sie schlief sanft, ohne Kampf hinüber. Vielleicht ward es auch ihm so gut. Er nahm sie in seine Arme . . .

Da schlug ein Laut an sein Ohr, ein Ton aus der fast schon versunkenen Welt. Er wollte rufen, schreien, seine Stimme hatte keinen Klang. In seiner Verzweiflung fiel ihm die Tischglocke ein, die im Hausflur hing. Er schlich hin, kaum konnte er sich noch bewegen, zog an dem Strang — es klang nur dumpf. Draußen

ward es gehört. Auch sie hörte es, die alte Gewohnheit lebte wieder auf.

„Ich komme,“ murmelte sie, und in dem Augenblicke ward es hell. Wie ein Vorhang sank ein Schneefeld vor dem Fenster nieder, und das Glas ward eingeschlagen, Luft drang herein . . .

Eine Menge Leute, an ihrer Spitze Matthes, mit Grabseilen, Seilen, Hebebäumen und sonstigem Gerät hatten das Haus ausgegraben. Schweigend, in banger Erwartung hatten sie gearbeitet, von Matthes geführt. Er hinkte und trug einen Arm in der Binde, ließ sich aber nicht abhalten, zu helfen. Schuppen und Laun waren zerdrückt, das Hausdach war ganz geblieben, das hatte sie gerettet. Babett hatten sie in geringer Entfernung gefunden, sie hatte sich verirrt und war in einer hohen Schneewehe umgekommen. Als Matthes sich über seinen Herrn beugte, konnte der nur noch eine Hand schwach bewegen. Er deutete auf seine Frau. „Rette sie!“

Der friedliche, glückliche Ausdruck lag noch auf ihrem Antlitz, als man sie hinaustrug. „Ich hätte dich doch immer lieb,“ war ihr erstes Wort, als sie zu sich kam.

„Und ich erst!“ stammelte er und schluchzte überwältigt auf.



„Glossomantie.“ Mit diesem Namen bezeichnet sich eine neue „Wissenschaft“, die den Charakter aus der Zunge deutet. Eine lange Zunge verrät danach Offenheit, eine kurze Verstellung, eine lange und große Schwachhaftigkeit und Platterhaftigkeit, eine lange und schmale Zurückhaltung, eine kurze und breite Schwachhaftigkeit und Neigung zur Lüge, eine kurze und schmale äußerste Verschlagenheit und Lügenhaftigkeit; die unglücklichen Personen, die mit einer solchen Zunge ausgestattet sind, haben stets die Neigung, alle Welt zu betrügen. Nur eins mag sie trösten, und das setzt allerdings den Wert der neuen Wissenschaft erheblich herab — die praktische Anwendung dieser Kenntnis ist etwas schwierig, da doch nicht jedermann die Zunge herausstreckt!



Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)